

Geschichtswissenschaften

Eine Einführung

Herausgegeben von
Christoph Cornelißen

Mit Beiträgen von
Gunilla-Friederike Budde, Christoph Cornelißen, Dittmar Dahlmann,
Irmtraud Götz v. Olenhusen, Gangolf Hübinger, Martina Kessel,
Thomas Kroll, Gerd Krumeich, Ulrich Meyer,
Daniel Mollenhauer, Wolfgang J. Mommsen, Jürgen Osterhammel,
Toni Pierenkemper, Lutz Raphael, Bernd Roeck,
Bernd-A. Rusinek, Thomas Sandkühler, Ute Schneider,
Jakob Vogel und Konrad Vössing

Die Geschichtswissenschaft war in den vergangenen Jahrzehnten grundlegenden Veränderungen unterworfen. Während sich die althergebrachte, im 19. Jahrhundert wurzelnde Historie vor allem auf die politische Geschichte konzentrierte und nach der Wirkungsmächtigkeit von Ideen fragte, stellten die neuen Paradigmen der Nachkriegszeit soziale Strukturen als geschichtliche Bestimmungsfaktoren in den Mittelpunkt. Mehr und mehr aber brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die historische Realität weder mit ereignis- und ideengeschichtlichen noch mit sozialwissenschaftlichen Methoden und Fragestellungen allein hinreichend erfaßt werden kann.

Wer heute Geschichtswissenschaften studiert, begegnet daher einer Fülle neuer Inhalte, Theorien und Methoden. Diese veränderte Forschungslandschaft macht eine moderne Einführung in das historische Fach unersetzlich, die bislang fehlte. Der vorliegende Sammelband erfüllt dieses Desiderat.

Auf systematische Weise erschließt das Buch das weite Feld der gegenwärtigen Geschichtswissenschaften. Zunächst beschreiben die Autorinnen und Autoren die spezifischen Zugangsweisen zu den einzelnen Epochen, um dann – quer zur Zeitachse – auf die verschiedenen Felder der Disziplin einzugehen. Dabei kommen sowohl die »klassischen« Sparten, also etwa die politische, die Sozial- und die Kulturgeschichte, als auch die »jüngeren« Richtungen, also etwa die Mentalitäten- und Geschlechtergeschichte und die Historische Anthropologie, zu ihrem Recht.

Christoph Cornelißen, geb. 1958, Dr. phil., Privatdozent für neuere und neueste Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, derzeit Dozent für deutsche Geschichte am Lehrstuhl für Deutschland- und Österreichstudien, Karls-Universität Prag. Zahlreiche Veröffentlichungen.

Die Viten der Autorinnen und Autoren befinden sich am Ende des Bandes.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Lektorat: Walter H. Pehle

2. Auflage: Oktober 2000

Originalausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 2000

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2000
Alle Rechte vorbehalten
Redaktion: Hubert Leber
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
ISBN 3-596-14566-X

Inhalt

I. Geschichtswissenschaften heute	7
Christoph Cornelißen	
Das Studium der Geschichtswissenschaften	9
Wolfgang J. Mommsen	
Die Geschichtswissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts ..	26
Lutz Raphael	
Der Beruf des Historikers seit 1945	39
II. Epochen der Geschichte	53
Konrad Vössing	
Alte Geschichte	55
Ulrich Meyer	
Mittelalterliche Geschichte	69
Bernd Roeck	
Frühe Neuzeit	83
Daniel Mollenhauer	
Auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft: Neuere Geschichte seit 1789	98
Thomas Sandkühler	
Zeitgeschichte in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts	114
III. Felder der Geschichtswissenschaften	131
Christoph Cornelißen	
Politische Geschichte	133

Thomas Kroll	
Sozialgeschichte	149
Gangolf Hübinger	
Die »Rückkehr« der Kulturgeschichte	162
Gerd Krumeich	
Militärgeschichte für eine zivile Gesellschaft	178
Toni Pierenkemper	
Wirtschaftsgeschichte	194
Dittmar Dahlmann	
Osteuropäische Geschichte	206
Jürgen Osterhammel	
Imperialgeschichte	221
IV. Erweiterung der Geschichtswissenschaften	233
Martina Kessel	
Mentalitätsgeschichte	235
Bernd-A. Rusinek	
Technikgeschichte im Atomzeitalter	247
Ute Schneider	
Geschichte der Erinnerungskulturen	259
Irmtraud Götz v. Olenhusen	
Die neue Religionsgeschichte	271
Gunilla-Friederike Budde	
Geschlechtergeschichte	282
Jakob Vogel	
Historische Anthropologie	295
Weiterführende Literatur	307
Die Autorinnen und Autoren des Bandes	313
Namenregister	317

I. Geschichtswissenschaften heute

- 42 Vgl. dazu die Beiträge von Hubertus F. Jahn, Der St. Petersburger Heumarkt im 19. Jahrhundert. Metamorphosen eines Stadtviertels; Lutz Häfner, Stadtdumawahlen und soziale Eliten in Kazan. 1870 bis 1913: Zur rechtlichen Lage und politischen Praxis der lokalen Selbstverwaltung, und Dittmar Dahlmann, Im Kampf um die Wählergunst. Die Konstitutionell-Demokratische Partei und die Dumawahlen in Kostroma 1906–1912, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, N. F. 44 (1996), S. 253–276.
- 43 Wolfgang Eichwede, Bremen. Forschungsstelle Osteuropa/Studiengang Kulturgeschichte Osteuropas, in: Oberländer (Hrsg.), *Geschichte Osteuropas*, S. 70–74.
- 44 Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V., Leipzig (GWZO), in: *Vademekum der Geschichtswissenschaften*, 3. Ausgabe 1998/1999, Stuttgart 1998, S. 27–28.
- 45 Vgl. dazu die beiden in Anm. 39 genannten Sammelbände von Stefan Plaggenborg und Manfred Hildermeier sowie Dittmar Dahlmann/Gerhard Hirschfeld (Hrsg.), *Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation. Dimensionen der Massenverbrechen in der Sowjetunion und in Deutschland 1929/33–1945*, Essen 1999.

Weiterführende Literatur

- Conze, Werner, *Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert*, München 1992.
- Hildermeier, Manfred, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates*, München 1998.
- Hoensch, Jörg K., *Geschichte der Tschechoslowakei*, Stuttgart ³1992.
- Hoensch, Jörg K., *Geschichte Polens*, Stuttgart ³1998.
- Hösch, Edgar, *Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit zur Gegenwart*, München ³1995.
- Kappeler, Andreas, *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*, München 1992.
- Rauch, Georg von, *Geschichte der baltischen Staaten*, München ²1977.
- Stökl, Günther, *Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart ⁶1997.
- Torke, Hans-Joachim (Hrsg.), *Die russischen Zaren 1547–1917*, München 1995.
- Zernack, Klaus, *Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichtsschreibung*, Berlin 1994.

Jürgen Osterhammel

Imperialgeschichte

Zum Konzept der Imperialgeschichte

Die Geschichte von Imperialismus und Kolonialismus, die nach dem im Englischen üblichen Ausdruck *Imperial history*¹ als »Imperialgeschichte« bezeichnet werden kann, steht quer zu einer säuberlichen Einteilung der Geschichte in »Felder«. Anders als zum Beispiel die Osteuropäische Geschichte hat sie keinen begrenzten Raumumfang. Es liegt geradezu in ihrem Wesen, daß sie europäische und außereuropäische Geschichte verklammert und sämtliche Kontinente in sich einschließt. Sie ist räumlich und – wenn man einen sehr weiten Begriff von »Imperium« verwendet – auch zeitlich *universal*. Im Unterschied zur Geschichte von Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur oder Militär erfaßt die Geschichte von Imperialismus und Kolonialismus keinen deutlich unterscheidbaren Aspekt der geschichtlichen Wirklichkeit. »Imperialismus« stellt keine Sphäre von eigenem Recht und autonomer Gesetzlichkeit dar; er ist eine besondere Form des Verhältnisses einer politischen Gemeinschaft zu ihrer Umwelt. Da er grundsätzlich eine politische *und* eine militärische, eine kulturelle *und* eine sozioökonomische Dimension besitzt, verlangt er von den Historikern, die ihn untersuchen, ein breites Repertoire an Fähigkeiten und Interessen. Die systematische Unabgeschlossenheit, die das sachgemäße Studium des Imperialismus in Richtung einer *Histoire totale* treibt, bietet außerdem Anschlußmöglichkeiten für jene Perspektiven, die oft – und auch in diesem Band – als »Erweiterungen« des überkommenen Themenkanons aufgefaßt werden, zum Beispiel die Mentalitätsgeschichte, die Religionsgeschichte, die Geschlechtergeschichte und ganz besonders die Anthropologie. Wenn es überhaupt ein Gebiet der Geschichtswissenschaft gibt, auf dem sich Theorie- und Methodenkonflikte vermittelnd entschärfen und die verschiedenartigsten Ansätze experimentell verbinden lassen, dann ist es die Imperialgeschichte. Sie

ist, kurz gesagt, nichts weniger als die Geschichte des neuzeitlich entstehenden globalen Zusammenhangs.

Nun steht ein solch hoher Anspruch in deutlichem Gegensatz zu dem Mauerblümchendasein, das die Geschichte von Imperialismus und Kolonialismus innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft fristet. Diese Randständigkeit ist ein Ergebnis der nationalgeschichtlichen Fixierung der deutschen Neuzeithistorie. Wer nur den deutschen Imperialismus sah, wurde zur Unterschätzung des Gesamtphänomens verleitet. Das bismarckisch-wilhelminische Kolonialreich in Übersee war klein, kurzlebig (1884 bis 1914/18), wirtschaftlich unbedeutend und ohne größere Prägekraft für das Selbstverständnis der Deutschen; deutsche Versuche, ein Kontinentalimperium zu errichten, beschränkten sich auf die beiden Weltkriege und scheiterten in militärischen Niederlagen. Deutschland war niemals eine imperiale Nation wie Spanien, Großbritannien und Rußland. Es entwickelte keine Seefahrertradition wie Portugal oder Holland. Die Geschichte seines Kolonialismus reichte weder in die Frühe Neuzeit zurück noch voraus in jene Periode nach dem Ersten Weltkrieg, in der die kolonialen Herrschaftssysteme das Maximum ihres inneren Ausbaus erreichten. Daher fehlte ein nationalgeschichtlicher Grund, um Imperialgeschichte wichtig zu nehmen und ihr Potential zu erkennen. Sie wurde (und wird) meist nur als Neben aspekt der Außenpolitik des Kaiserreiches aufgefaßt. Nur wenige Imperialismusforscher interessieren sich nicht allein für die Triebkräfte imperialistischer Politik, sondern auch für die Geschichte der Kolonisierten, werfen einen weiten Blick auf die europäische Expansion und ihre Folgen und suchen den Anschluß an universalhistorische Fragestellungen. Keine öffentlichkeitswirksame Imperialismusdebatte hat dem Thema je außerakademische Aufmerksamkeit verschafft. Vor allem fehlen politisch akute imperiale Folgeprobleme: Von den großen Dekolonisationskrisen nach 1945, die etwa Frankreich tief erschütterten, blieb Deutschland unberührt; Immigranten und Flüchtlinge, die seit den späten sechziger Jahren nach Deutschland kamen, stammten nicht aus den ehemaligen Kolonien in Afrika, sondern aus den Ländern am Mittelmeer. Aus all diesen Gründen erschien Imperialgeschichte als ein nahezu antiquarisches Thema. Das Desinteresse der Historiker daran kann also nicht verwundern. Deutsche Provinzialität hat Ursachen, auch wenn sie sich nicht unbedingt mit guten Argumenten verteidigen läßt. Heute fällt es immer schwerer, solche Argumente zu finden. Solange man von der deutschen Nationalgeschichte her dachte, blieb

Imperialismus marginal. Sieht man die Aufgabe der Geschichtsforschung aber auch darin, die »Globalisierung«, die heute in aller Munde ist, historisch verständlich zu machen, dann gewinnt das Thema des Imperialismus eine viel größere Bedeutung.

Imperialismus und Kolonialismus

Worum geht es überhaupt in der bisherigen Literatur? Über wenige Begriffe der Geschichtswissenschaft ist so heftig gestritten worden wie über »Imperialismus«. Einführungen in den Gegenstandsbereich pflegen mit dem Zugeständnis zu beginnen, es handele sich um einen partiell polemischen Kampfbegriff, den Historiker nur mangels besserer Alternativen verwendeten. Danach blättert man meist den reichen Katalog der »Imperialismustheorien« auf, wie sie seit dem späten 19. Jahrhundert entwickelt wurden, und versucht sich am Ende dann doch an einer eigenen Arbeitsdefinition. Eine der neuesten und plausibelsten stammt von dem in London lehrenden Historiker Andrew Porter. Imperialismus, so schlug er 1994 vor, könne bestimmt werden als »die Erlangung (mit unterschiedlichen Mitteln) von übermächtigem Einfluß oder direkter Kontrolle über die politische und/oder wirtschaftliche Entwicklung schwächerer, technologisch weniger fortgeschrittener Völker oder Staaten.«² Porters Definition findet sich in einem Buch, das den Titel »European Imperialism, 1860–1914« trägt. Sie ist daher, zumindest auf den ersten Blick, in ihrer Gültigkeit epochal beschränkt, auf jenes Zeitalter nämlich, in dem sich Europas technologische Überlegenheit erstmals entscheidend auswirkte. An Porters Definition fällt auf, daß sie zurückhaltend deskriptiv gefaßt ist. Sie verzichtet ebenso auf eine politische Wertung wie auf den Versuch, Ursachen für den Drang einiger Staaten anzugeben, Einfluß oder Kontrolle über andere auszuüben. Von kulturellen und ethnischen Unterschieden zwischen Subjekten und Objekten des Imperialismus ist nicht die Rede, also auch nicht von der Herrschaft der Weißen über die »farbige« Welt.

Die Definition ist weit genug, um Imperialismus nicht mit Kolonialismus gleichzusetzen. Für Porter wie für zahlreiche andere Historiker bezeichnet Kolonialismus eine besondere – zugegeben: vielleicht die wichtigste – Erscheinungsform von Imperialismus: ein Verhältnis »direkter politischer Kontrolle«, ausgeübt durch Soldaten und Bürokraten der

Kolonialmacht. Kolonialismus wäre, anders gesagt, eine Politik zur Eroberung und dauerhaften Beherrschung von Kolonien. Oft bezeichnet man dies auch als *Formal empire*. »Formal« bedeutet dabei, daß die expansive Macht unmittelbare Regierungsfunktionen übernimmt und sich eine Art Gewaltmonopol über das unterworfenen Territorium sichert. *Informal empire* hingegen ist der »übermächtige Einfluß« (preponderant influence), von dem Andrew Porter spricht. Ein ökonomisch starker *Big brother* mit hinreichendem militärischen Drohpotential kann ein schwächeres Land auch dann in – vor allem wirtschaftliche – Abhängigkeit bringen, wenn er es nicht in eine Kolonie verwandelt, sondern einheimische Machthaber gewähren läßt, ohne ihnen zu erlauben, seinen eigenen Interessen im Wege zu stehen. Das ist meist kostengünstiger und entbindet von den elementaren Fürsorgepflichten für die kolonialen Untertanen, die zum Selbstverständnis zumindest des spätmittelalterlichen Kolonialismus gehören. Von *Informal empire* sollte man allerdings nur dann sprechen, wenn Einfluß sich in solchen Privilegien von Ausländern kristallisiert, die durch besondere »asymmetrische« Institutionen abgestützt werden, etwa durch »ungleiche Verträge« oder Truppenstationierung. Wo aber hört Einfluß auf, »übermächtig« zu sein, und beschränkt sich auf internationale Einwirkungsmöglichkeiten, wie sie etwa zwischen »befreundeten« Staaten normal sind? Zum Beispiel war Westdeutschland nach 1945 gewiß keine »Kolonie« der USA, aber war deren »preponderant influence« vielleicht so groß, daß sich von einem »Protektorat« oder zumindest von einer informellen Peripherie des US-Imperialismus sprechen ließe? (Kein radikaler Marxist, sondern der Sicherheitsberater Präsident Carters, Zbigniew Brzezinski, hat jüngst die USA als das erfolgreichste und mächtigste Imperium der Geschichte gedeutet.³) Die Frage hat einen systematischen Sinn. Sie zeigt, daß »Imperialismus« nicht ohne weiteres als solcher erkennbar ist. In einem breiten Spektrum der Formen internationaler Beziehungen bezeichnet der Begriff eine in besonderem Maße asymmetrische und gewaltnahe Form, die aber fließend in »hegemoniale« oder Allianz-Beziehungen zwischen ungleich starken Partnern übergeht.

Ein letzter Blick auf Andrew Porters Definition: Sie betont weniger als vergleichbare Bestimmungsversuche⁴ die Industrialisierung als Voraussetzung des Imperialismus. Schon Lenin hatte 1916 den Imperialismus als das »höchste Stadium des Kapitalismus« bezeichnet, und spätere Historiker haben nicht selten die eigentliche Dynamik des Imperialismus

in der industriellen Produktion sehen wollen. Dies ist ein Gesichtspunkt, der für den Fall des deutschen Kaiserreiches eine gewisse Berechtigung hat, jedoch den Aufbau der *großen* Kolonialreiche der Neuzeit nicht erklären kann. Rußland war keine Industrienation, als es Sibirien und Mittelasien kolonisierte und das umfassendste Kontinentalreich der Geschichte schuf, und ebensowenig war dies Frankreich, als es nach 1830 Algerien unterwarf und zu seiner bei weitem wichtigsten Kolonie machte. Obwohl der wirtschaftliche Vorsprung der *first industrial nation* bis etwa 1880 die Sonderrolle Großbritanniens als der einzigen weltweit engagierten Großmacht des 19. Jahrhunderts untermauerte, war die britische Vormachtstellung auf den Weltmeeren bereits am Ende des Siebenjährigen Krieges (1763) nicht mehr anfechtbar. Seine wichtigsten Kolonien – Kanada, Indien, Australien, Südafrika – sicherte sich das *British Empire* bereits vor dem Beginn der britischen Industrialisierung; später kamen als strategisch wie ökonomisch erstrangige Besitzungen nur noch Malaya und Ägypten hinzu. Außerdem hat die neuere Forschung zeigen können, daß die Fähigkeit der britischen Wirtschaft, ein weltweites System ungleicher Tauschbeziehungen aufzubauen, weniger auf der industriellen Stärke der Metropole als auf der Funktion der City of London als *Finanzzentrum* der Welt beruhte; diese Rolle war bereits seit der Zeit um 1700 langsam entstanden.⁵

Schlüsselbegriffe und Forschungsfelder der Imperialgeschichte

In all ihrer unvermeidlichen Einseitigkeit sind Definitionen wie diejenige Andrew Porters unentbehrliche Hilfsmittel, um ein klares Verständnis des Phänomens »Imperialismus« zu gewinnen. Die Ausarbeitung solcher Definitionen oder gar umfassender Theorien des Imperialismus ist indessen nicht das höchste Ziel geschichtswissenschaftlicher Bemühung. Nach der definitorischen Zuspitzung der Problemwahrnehmungen ist es in einem zweiten Schritt erforderlich, das Feld erneut weit zu öffnen. Dies soll durch eine Sammlung von Gesichtspunkten geschehen.

(1) *Imperium*. Während der Ausdruck »Imperialismus« eine Prägung des 19. Jahrhunderts ist, entstammt das Wort »Imperium«, von dem er sich herleitet, der politischen Sprache des Römischen Reiches. Auch zum Beispiel in China ist das entsprechende Wort (*diguo*), das den 221 v. Chr. geschaffenen, bis heute bestehenden politischen Großver-

band des chinesischen Volkes und einiger nichtchinesischer Randvölker bezeichnet, zeitgenössischen Ursprungs. Imperien scheinen also eine ältere historische Erscheinung zu sein als Imperialismus. Die Begriffsgeschichte verweist auf die Tatsache, daß vom Aufkommen der sogenannten Altorientalischen Reiche bis an die Schwelle der modernen Nationalstaaten der politische Ordnungstypus »Imperium« weltweit verbreitet war.

Vormoderne Imperien beruhten auf fünf Strukturprinzipien: (a) der Fähigkeit eines städtischen imperialen Zentrums, der agrarischen Basis der Gesellschaft hinreichend Tribut zu entziehen, um damit Verwaltungsbeamte, Priester und Krieger finanzieren zu können; (b) einer Militär- und Verkehrstechnologie, die die Projektion zentraler Macht an entfernte Peripherien des Reiches ermöglichte; (c) der Dominanz eines »Herrenvolkes« im imperialen Zentrum, das seine Herrschaft über unterworfenen Fremdvölker durch eine universalistische Reichsideologie rechtfertigte; (d) Kollaboration durch die Eliten der Fremdvölker, die zur Übernahme der Reichsideologie und ihrer Symbolik eingeladen, aber selten gezwungen wurden; (e) relativ variablen Außengrenzen, die durch ein geschicktes »Management« der »Barbaren« jenseits des Reichsperimeters von Fall zu Fall stabilisiert werden mußten.

Als mit den portugiesischen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten um 1500 die »europäische Expansion« begann, trafen die Europäer in Amerika, in Asien und auch in Afrika auf solche zum Teil sehr vitalen imperialen Gebilde; mit dem Osmanischen Reich hatten sie sich ohnehin schon seit fast zwei Jahrhunderten auseinandersetzen müssen. Außer den Staatswesen der Azteken und Inkas brach einstweilen keines dieser Reiche unter der okzidentalen Attacke zusammen. Europa expandierte also in eine Welt der Imperien hinein. Dieser einfache Zusammenhang ist bis vor kurzem wenig beachtet worden. Solange es als selbstverständlich galt, daß ein dynamisches Europa im »kolumbianischen Zeitalter« den in Tradition erstarrten Zivilisationen in Übersee seinen Willen aufgezwungen habe, wurde die strukturelle Verwandtschaft zwischen den neuen europäischen und den bestehenden außereuropäischen (vor allem asiatischen) Reichen kaum beachtet.⁶ Tatsächlich aber wäre es faszinierend, die Diskussion darüber zu eröffnen, worin in der Frühen Neuzeit der Modernitätsvorsprung der vorindustriellen europäischen Imperien bestand.

Die Frage wird besonders interessant, wenn man das in der allgemeinen Imperialismuskritik immer noch zu wenig beachtete Zarenreich einbezieht. Schon dadurch, daß es ein bikontinentales Landreich war, bildet es geographisch wie typologisch eine Brücke zwischen den asiatischen Reichen und den Überseeimperien der Westeuropäer.

(2) *Weltsystem.* Beim Versuch, die Frage nach der Besonderheit der frühneuzeitlichen europäischen Expansion zu beantworten, muß die Tatsache eine große Rolle spielen, daß es den europäischen Seemächten im Wettbewerb miteinander gelang, allmählich einen historisch beispiellosen interkontinentalen Tauschzusammenhang zu schaffen, der sich auf lange Sicht – im Grunde bis heute – stetig verdichtete. Dieser Zusammenhang hatte auch Einfluß auf die Produktion, weil er die arbeitsteilige Spezialisierung einzelner Regionen und sogar den Aufbau ganz neuer Produktionszentren (wie der mit afrikanischen Sklaven betriebenen Zuckerplantagen auf den karibischen Inseln) ermöglichte. 1974 hat der amerikanische Soziologe Immanuel Wallerstein diese Vorgänge in einem ungemein einflußreichen Werk als die Entstehung eines tendenziell globalen »modernen Weltsystems« beschrieben, das sich in der älteren Szenerie separater »world economies« einnistete und sich diese schließlich einverleibte (Wallerstein spricht tatsächlich von »Inkorporation«).⁷ Man muß dieser heiß diskutierten und inzwischen vielfältig angewandten Theorie nicht in allen Einzelheiten folgen, um ihre Pointe bedenkenswert zu finden: Nicht die einzelnen Imperien – das portugiesische, spanische, niederländische, britische usw. – sind Wallerstein zufolge sinnvolle Analyseeinheiten, sondern allein die Strukturen des modernen Weltsystems, die in sich nach den Funktionsstellen Zentrum, Peripherie und Semiperipherie differenziert sind.

(3) *Staatensystem und Imperialismen.* Auch wenn man den überwältigenden Zusammenhang der langsamen Entwicklung von Welthandel und internationaler Arbeitsteilung niemals aus den Augen verlieren sollte, kann doch nicht übersehen werden, daß es nationale Imperialismen gab, die auf jeweils besonderen politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen beruhten und sich zum Teil auch in ihren Zielen und Handlungsformen voneinander unterschieden. Hier liegt der wichtigste Ansatzpunkt einer vielversprechenden vergleichenden Imperialismusforschung. Sie muß aber stets an den

systemischen Zusammenhang der Imperialismen zurückgebunden bleiben.

Als sich nach dem Westfälischen Frieden (1648) allmählich die Idee eines durch Rechtsnormen und Gleichgewichtspolitik regulierten Systems der europäischen Hauptmächte herausbildete, bestand Einigkeit darüber, daß überseeische Besitzungen nicht in dieses System einbezogen werden sollten. Dies änderte sich im 19. Jahrhundert und führte dazu, zwischen der innereuropäischen und der überseeischen Politik der Großmächte nicht länger klar zu trennen. Konflikte zwischen den Mächten in Europa hatten nun Auswirkungen auf die Peripherie und umgekehrt.⁸ Eben dies war der Kern dessen, was das deutsche Kaiserreich nach Bismarck als »Weltpolitik« zu betreiben suchte; andere beflößigten sich einer ähnlichen Politik, freilich meist mit weniger grobschlächtigen Mitteln. Trotz scharfer Rivalitäten, die man üblicherweise als das Hauptmerkmal eines »Zeitalters des Imperialismus« betrachtet, blieben die Konflikte jedoch eingehegt. Der Erste Weltkrieg wurde nicht von kolonialen Gegensätzen ausgelöst, und immer wieder vergaßen die Imperialmächte ihre Zwistigkeiten, wenn es darum ging, eine als gemeinsam empfundene Bedrohung (wie die der »Boxer« in China 1900) abzuwehren oder internationale Finanzkontrollen über Länder wie China und das Osmanische Reich zu errichten.⁹ In solchen Situationen verschmolzen die nationalen Imperialismen wieder zu einem kompakten Imperialismus, besonders aus der Sicht der Nichteuropäer.

- (4) *Kontinuitäten.* An die Stelle der früher üblichen Konzentration auf die Jahre um 1900 ist heute die Einsicht in langfristige Kontinuitäten getreten. Ein Blick auf die expansionsgeschichtliche Chronologie sowie die Erkenntnis, daß gerade zu dieser Zeit der Ausbau von *Informal empire* unter dem Vorzeichen des Freihandels voranschritt, haben die Charakterisierung der Periode zwischen etwa 1815 und 1880 als friedliches Intervall zwischen den frühneuzeitlichen Kolonialreichen und dem *New imperialism* des späten 19. Jahrhunderts als Legende entlarvt.¹⁰ Auch die Zäsur des Ersten Weltkriegs ist deutlich relativiert worden.¹¹ Die großen Kolonialreiche der Briten und Franzosen überstanden den Krieg ohne Beeinträchtigung und wurden sogar durch Übernahme der ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika und vor allem der nahöstlichen Territorien des Osmanischen Reiches als »Mandatsgebiete« des Völkerbundes zu ihrem historischen Maxi-

mum ausgedehnt. Nach kurzer Übergangszeit stellte die junge Sowjetunion – trotz ihrer antiimperialistischen Parolen – den internen Kolonialismus des Zarenreiches wieder her. Vor allem aber ging Japan, das seit 1895 mit Taiwan und seit 1910 mit Korea zwei der ressourcenreichsten Kolonien der Welt besaß, in der Zwischenkriegszeit zu einer Strategie der Ausdehnung in China über, die 1937 in einen großen Angriffskrieg mündete.

Die Geschichte des japanischen Imperiums (1895–1945), über das mittlerweile zahlreiche gute Untersuchungen vorliegen,¹² hat überhaupt noch keinen Eingang in die allgemeine Historiographie zum Imperialismus gefunden. Ebenso wenig haben sich Historiker der Frage nach Kontinuitäten zwischen dem Imperialismus des postbismarckischen Kaiserreichs und dem des nationalsozialistischen Deutschland gestellt, die beide durch ähnliche Vorstellungen von »Weltpolitik« und »Lebensraum« motiviert waren.¹³ Die Kontinuität einer imperialen Weltordnung über 1918 hinaus steht indessen außer Zweifel. Den Anfang ihres Endes kann man erst auf 1945 datieren. Zwischen der Unabhängigkeit der (1898 von den USA besetzten) Philippinen 1946 und der Beendigung des Algerienkrieges 1962 wurden die größten und wichtigsten Kolonien in Asien und Afrika unabhängig.¹⁴

Mit der staatlichen Autonomie verschwanden keineswegs wirtschaftliche Abhängigkeiten. Auf dieses Problem machten Autoren aus der dritten Welt bereits kurz nach der Dekolonisation unter dem Schlagwort des »Neo-Kolonialismus« und später unter dem der »Dependenz« aufmerksam. Diese Art der Kontinuität, um die es still geworden ist, bedarf dringend einer erneuten Diskussion. Wichtig und reizvoll wäre es schließlich auch, den Zerfall der Sowjetunion als das letzte Kapitel imperialen Niedergangs zu interpretieren.¹⁵

- (5) *Erfahrungen der Kolonisierten.* In den sechziger Jahren wurden »peripherieorientierte« Erklärungen des Imperialismus vorgeschlagen. Sie suchten die Ursachen für koloniale Eroberungen nicht in sozioökonomischen Systemnotwendigkeiten oder strategischem Handeln der Metropolen, sondern von Fall zu Fall in lokalen Krisen in Übersee, die zu präventiver Stabilisierung »turbulenter Grenzen« veranlaßten. Die Entdeckung der »Peripherie« ist inzwischen über eine solche immer noch europafixierte Fragestellung hinausgelangt. Längst wird die neuere Geschichte Asiens, Afrikas, Lateinamerikas

und des pazifischen Raumes nicht mehr allein aus dem Blickwinkel der okzidentalen Invasion geschrieben.¹⁶

Eine solche dezentrierte Sicht betrachtet formelle Kolonialherrschaft und informellen imperialen Einfluß als wichtige Faktoren in einem komplexen Gemenge geschichtsmächtiger Kräfte, das auf der Grundlage nicht zuletzt auch einheimischer Quellen und zudem möglichst mit Hilfe von Ethnologie bzw. Anthropologie untersucht werden muß. Es ist daher nicht vertretbar, die Geschichte außereuropäischer Länder und Völker ausschließlich oder selbst nur vorrangig der Imperialismusthematik zuzuordnen. Manche der heute besonders stark beachteten Fragestellungen gehen ohnehin über konventionelle Begriffe von Imperialismus hinaus. So lösten sich Prozesse kultureller Verwestlichung sowie die Reaktionen darauf zum Teil schon während der Kolonialzeit von konkreten »imperialistischen« Trägern. Das Christentum, um nur ein Beispiel zu nennen, wurde durch Missionare nach Afrika gebracht, die sich zunächst in der Regel als Verbündete europäischer Soldaten und Administratoren sahen, nach dem Ersten Weltkrieg dann aber auf größere Distanz zum kolonialen Staatsapparat gingen. Jedoch schon zu dieser Zeit entstanden afrikanische Kirchen, die die importierte Religion »indigenisierten«, also an afrikanische Lebensweisen und spirituelle Bedürfnisse anpaßten. Das Entstehen solcher neuer, »hybrider« kultureller Formen hat mit Imperialismus in einem einigermaßen präzisen Sinne wenig zu tun.¹⁷ Es wird – ebenso wie zahlreiche ähnliche Erscheinungen im interzivilisatorischen Berührungsbereich – erst dann historiographisch sichtbar werden, wenn auch in Deutschland neben die fleißig propagierte Kulturgeschichte eine Geschichte der Kulturen tritt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. den Titel einer führenden Fachzeitschrift: *Journal of Imperial and Commonwealth History*.
- 2 Andrew Porter, *European Imperialism, 1860–1914*, Basingstoke 1994, S. 11.
- 3 Zbigniew Brzezinski, *Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft*, Weinheim/Berlin 1997 (amerik. 1997).
- 4 Hans-Ulrich Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, Köln 1969; Imperialismus sei »diejenige direkt-formelle und indirekt-informelle Herrschaft [...], welche die okzidentalen Industriestaaten unter dem Druck der Industrialisierung mit ihren spezifischen ökonomischen, sozialen und politischen Problemen und dank ihrer vielseitigen Überlegenheit über die weniger entwickelten Regionen der Erde ausgebreitet haben«, S. 23.
- 5 Vgl. Peter J. Cain/Antony G. Hopkins, *British Imperialism*, 2 Bde., Harlow 1993.
- 6 Vgl. erste Überlegungen bei Christopher A. Bayly, *Imperial Meridian: The British Empire and the World, 1780–1830*, Harlow 1989.
- 7 Vgl. Immanuel Wallerstein, *Das moderne Weltssystem. Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1986 (zuerst amerik. 1974); ders., *Das moderne Weltssystem II – der Merkantilismus. Europa zwischen 1600 und 1750*, Wien 1998 (zuerst amerik. 1980). Vgl. auf dieser Grundlage Hans-Heinrich Nolte, *Die eine Welt. Abriß der Geschichte des internationalen Systems*, Hannover ²1993. Den weltwirtschaftlichen Hintergrund schildert Paul Bairoch, *Victoires et déboires: Histoire économique et sociale du monde du XVI^e siècle à nos jours*, 3 Bde., Paris 1997.
- 8 Vgl. Harald Kleinschmidt, *Geschichte der internationalen Beziehungen. Ein systemgeschichtlicher Abriß*, Stuttgart 1998, S. 214f., 312–14.
- 9 Dazu grundlegend Boris Barth, *Die deutsche Hochfinanz und die Imperialismen. Banken und Außenpolitik vor 1914*, Stuttgart 1995.
- 10 Vgl. Wolfgang Reinhard (Hrsg.), *Imperialistische Kontinuität und nationale Ungeduld im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1991.
- 11 Vgl. als Überblick Wm. Roger Louis, *The European Colonial Empires*, in: ders./Michael Howard (Hrsg.), *The Oxford History of the Twentieth Century*, Oxford 1998, S. 91–102.
- 12 Vgl. zuletzt Louise Young, *Japan's Total Empire: Manchuria and the Culture of Wartime Imperialism*, Berkeley/Los Angeles/London 1998.
- 13 Vgl. Woodruff D. Smith, *The Ideological Origins of Nazi Imperialism*, New York/Oxford 1986.
- 14 Zur Dekolonisation jetzt im Überblick: Dietmar Rothermund, *Delhi*, 15. August 1947. *Das Ende kolonialer Herrschaft*, München 1998.
- 15 Ansätze dazu bei Geir Lundestad (Hrsg.), *The Fall of the Great Powers. Peace, Stability, and Legitimacy*, Oslo/Oxford 1994.
- 16 Vgl. als Übersichten Jürgen Osterhammel, *Außereuropäische Geschichte. Eine historische Problemskizze*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46 (1995), S. 253–76; ders., *Jenseits der Orthodoxie. Imperium, Raum, Herrschaft und*

Kultur als Dimensionen von Imperialismustheorie, in: *Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte* 5 (1995), S. 119–31.

- 17 Zur »neuen« Kulturgeschichte des Imperialismus vgl. etwa Nicholas B. Dirks (Hrsg.), *Colonialism and Culture*, Ann Arbor 1992; Nicholas Thomas, *Colonialism's Culture: Anthropology, Travel and Government*, Cambridge 1994; Patrick Wolfe, *History and Imperialism: A Century of Theory from Marx to Postcolonialism*, in: *American Historical Review* 102 (1997), S. 388–420.

Weiterführende Literatur

- Albertini, Rudolf von, *Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940*, Zürich/Freiburg⁴1997.
- Beasley, William G., *Japanese Imperialism 1894–1945*, Oxford 1987.
- Doyle, Michael W., *Empires*, Ithaca/London 1986.
- Gründer, Horst, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn³1995.
- Kappeler, Andreas, *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*, München 1992.
- Mommsen, Wolfgang J., *Der europäische Imperialismus. Aufsätze und Abhandlungen*, Göttingen 1979.
- Osterhammel, Jürgen, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München²1997.
- Porter, Andrew, *European Imperialism, 1860–1914*, Basingstoke 1994.
- Reinhard, Wolfgang, *Geschichte der europäischen Expansion*, 4 Bde., Stuttgart 1983–90.
- Schmidt, Gustav, *Der europäische Imperialismus*, München 1989.

IV. Erweiterung der Geschichtswissenschaften